

an die Logik der menschlichen Rationalität gebunden. Ist mit dieser Logik auch ein Reflektieren von Gott möglich oder übersteigt es nicht diese Dimensionalität? Die Suche einer adäquaten Erkenntnistheorie und Logik für die systematische Theologie, für den intellectus fidei, zum Unterschied zur Philosophie scheint noch nicht ihr Ziel erreicht zu haben. Dies zeigt auch das Schlußwort von B. Welte, wenn er die Philosophie wohl als „ancilla“ definiert, sie als solche aber auf einen Ehrenplatz im Wissenschaftsfest vorbittet. Hünemanns Ausführungen sind ein weiterer Schritt im Erklären des adäquaten Verhältnisses von Theologie und Philosophie, um nicht die Theologie als Teildisziplin erachten zu müssen, was dezitiert und gefühlsmäßig als Einschränkung erachtet wird.

Steyer

Enrico Savio

RACEK ALFRED, *Philosophie der Grenze. Ein Entwurf*. (172.) Herder, Wien 1983. Ppb. S 198.–/DM 28,80.

Die Frage des Club of Rom nach den „Grenzen des Wachstums“ ist für den Verfasser Indikator eines steigenden Krisenbewußtseins und fungiert als Einstieg zu einer philosophischen Reflexion über Begriff und Wesen der Grenze. Die Untersuchung zielt darauf ab, zu bestimmen, was eine Grenze als Grenze konstituiert und welche grundsätzliche Grenzen in den vielfältigen Grenzerfahrungen und -problemen feststellbar sind.

Hier geht der Verfasser von einer Trias grundsätzlich verschiedener Typen aus: 1. Natürliche Grenze (Beschränkung des quantitativ Vorhandenen); 2. Gnoseologische Grenze (Grenze des Bewußtseins und seiner Leistungen); 3. Grenze der Praxis (Kontingenz des menschlichen Daseins).

Diese je verschiedenen Grenzarten provozieren schließlich die solche Bestimmungen noch einmal übersteigende Frage nach einer Grenze aller Grenzen, nach einer absoluten Grenze.

Wer sich philosophisch mit dem Phänomen der Grenze beschäftigt, kommt an Kant nicht vorbei. Racek wählt daher zu Recht den hohen Problemstand von Kants Transzendentalphilosophie, wie er in der „Kritik der reinen Vernunft“, insbesondere im Kapitel über „Phänomena und Noumena“ vorliegt, zum Kern seiner Auseinandersetzung. Die transzendente Differenz, die in der Erfahrung mit ihrer Gegenstandsbezogenheit und Subjektbedingtheit aufbricht, überwindet den Begriff der „Schranke“ als Grenze im Felde des Gleichartigen (z. B. Wald und Wiese als zwei Raumgrößen). Die Selbstprüfung des menschlichen Denkens stößt dabei in ihrem Fortgang an jene grundsätzliche Grenze, an der sich die Vernunft als Negation des Verstandes erweist. Insofern in diesem Nichtwissen noch das Wissen um dieses Nichtwissens mit-enthalten ist, kann diese Negation rein negativ bestimmt sein. Die Vorrangstellung gnoseologischer Grenzbestimmungen wird bei Hegel noch erweitert, um schließlich dialektisch im absolu-

ten Bewußtsein aufgehoben zu werden. Die in der Ichphilosophie über das erkennende Subjekt geleistete Grenzbestimmung wird von Racek als unzureichend aufgewiesen und im Rückgriff auf den Substanzbegriff (Aristoteles, Leibniz) auf den ontologischen und praxeologischen Bereich erweitert. Der reflexionsindifferente Leib vermittelt den Zugang zu einer neuen Qualität des Seins und spannt zugleich jenes grundsätzliche Grenzverhältnis auf, das sich in der Praxis als unaufhebbare Verschränkung von Freiheit und Notwendigkeit, von Selbstbestimmung und Vorgegebenheit, von Intentionalität und Realität in der menschlichen Daseinsführung erweist. Ob die absolute Grenze, die dabei als Unabgeschlossenheit und Abgründigkeit erfahren wird, noch einheit- und sinnstiftende Transzendenz zu werden vermag, kann die Philosophie nicht mehr feststellen, höchstens postulatorisch ver-langen.

Die eingehenden, mit hohem Abstraktionsgrad durchgeführten Analysen der vorliegenden Arbeit lassen sich einerseits als theoretische Zurückweisung aller ideologischen Totalitätsansprüche verstehen. Andererseits wird damit ein Stück Fundamentalanthropologie geboten, insofern sich im Menschen mikrokosmisch – durch seinen Leib offen auf das System der Natur, durch seine Vernunft offen zur absoluten Grenze hin – ein geschichtetes Weltverhältnis repräsentiert, das er aufgrund eines reflexionstheoretisch schließlich nicht mehr einholbaren Vermögens zu einer Einheit zusammenfügt.

Graz

Josef Schmuck

ECCLES JOHN C., *Das Rätsel Mensch*. Die Gifford Lectures an der Universität von Edinburgh 1977–1978. (240.) Ernst Reinhardt, München 1982. Ln. DM 32.–.

Der erste Teil des Buches bringt das gängige evolutionistische Weltmodell, wobei sich der Autor in der Darstellung der kosmisch-physikalischen, der chemischen und der biologischen Evolution auf andere Autoritäten beruft, die in Zitaten reichlich zu Wort kommen. Dabei wird die Evolution des Menschen, im besonderen die Entwicklung des Gehirns, ein Modell der kulturellen Evolution mit Sprache und Werten zu einem Schlüsselpunkt. In der siebten, achten und neunten Vorlesung schöpft der Autor aus der Fülle seines eigenen Wissens und Könnens als Gehirnspezialist. Die zehnte Vorlesung führt ein in seinen dualistischen Interaktionismus zwischen dem Gehirn und dem Geist, die er als unabhängige Wesenheiten des Menschen identifiziert. Eccles, ein engagierter Naturwissenschaftler und Nobelpreisträger, greift den materialistischen Monismus an und versucht ihn von der Naturwissenschaft her mit Hilfe von Schlußfolgerungen aus der Hirnanatomie und Hirnphysiologie zu widerlegen. Dazu postuliert er das Vorhandensein des sogenannten Liaison-Hirns, das er in der Großhirnrinde des Schläfen- und Stirnlappens lokalisiert und als das Interaktionszentrum zwischen dem Hirn und dem Geist identifiziert. Er zerbricht damit die monistisch-